

Bibelarbeit zu **Matthäus 25, 31-40**

(Wenn aber der Menschensohn kommen wird in seiner Herrlichkeit mit allen Engeln, dann wird er sich auf seinen königlichen Thron setzen. Und alle Völker werden vor ihm versammelt werden. Und er wird sie voneinander scheiden, wie ein Hirte die Schafe von den Böcken scheidet... Da wird dann der König zu denen an seiner rechten Seite sagen: Kommt her, die ihr von meinem Vater gesegnet seid, ererbt das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt.

Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mir zu essen gegeben.

Ich bin durstig gewesen, und ihr gabt mir zu trinken.

Ich bin fremd gewesen, und ihr habt mich aufgenommen.

Ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet.

Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht.

Ich bin im Gefängnis gewesen, und ihr seid zu mir gekommen.

Da werden ihm die Gerechten antworten:

Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und dir zu essen gegeben?

Und durstig und gaben dir zu trinken?

Wann haben wir dich als Fremden gesehen und dich aufgenommen?

Oder nackt und haben dich gekleidet?

Wann haben wir dich krank oder im Gefängnis gesehen und sind zu dir gekommen?

Und der König wird ihnen antworten und sagen:

Amen, ich sage euch: Was ihr getan habt einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir getan.)

Durch den letzten Vers gehört dieser Abschnitt mindestens im kirchlichen Bereich zu einem der bekanntesten Texte des Neuen Testaments. Es verbindet sich aber damit, dass manche Bibeltexte sehr geläufig sind und gern auch zitiert werden, manchmal eine merkwürdige Erscheinung. Mit der hohen Bekanntheit von Bibeltexten geht nämlich oft auch schon ein ganz bestimmtes Verständnis einher. Und das erweist sich dann bei genauerer Betrachtung nicht selten als etwas, was dem Text nicht wirklich gerecht wird. Auch dieser Text ist dafür ein Beispiel. Ein anderes Beispiel, das zu diesem hier ziemlich Parallel liegt ist das Pauluswort aus dem Galaterbrief: „Einer trage des anderen Last,...“. Und es gibt noch etliche andere.

Unseren Text für heute gibt es nur bei Matthäus. Er hat ihn weder aus dem Markusevangelium übernommen noch aus der Spruchquelle Q. Beides stand Matthäus ja wie auch dem Verfasser des Lukasevangeliums als Vorlage zur Verfügung. Aber bei keinem der anderen Evangelisten kommt dieser Text vor. In der historisch-kritischen Betrachtung der Evangelien ordnet man ihn deshalb dem „Sondergut“ des Matthäus zu. Im Aufbau des Matthäusevangeliums nimmt er eine hervorgehobene Stellung ein. Er ist der abschließende Höhepunkt der 25 Kapitel, in denen Matthäus zuvor ausführlich über das Reden und Handeln Jesu berichtet. Danach folgt nur noch die Passionsgeschichte als ein reiner Ereignisbericht.

In der vorliegenden Fassung ist dieser Text sicher keine Originalrede Jesu. Denn es ist ja ein Text, der in seinem systematischen Aufbau geradezu poetisch durchkonstruiert und sprachlich gestaltet ist. So redet natürlich kein Wanderprediger auf einem einfachen Dorfplatz in Galiläa. Sondern so bringt jemand etwas zu Papyrus, der besonders einprägsam etwas weitergeben möchte, was er als etwas ganz besonders Wichtiges aufgenommen hat und festhalten will. Man kann also sagen: So, wie sie vor uns liegt, kann das keine

Originalrede Jesu sein, aber wir werden sehen, dass es eine ist, die seinen Originalgeist atmet.

Man kann das auch gut erkennen an der engen Verwandtschaft dieses Textes mit der Beispielgeschichte vom barmherzigen Samariter, über die Lukas berichtet (Lk.10). Und damit sind wir nun auch schon ziemlich dicht dran an der Aufdeckung eines der möglichen Missverständnisse: In unseren Bibelausgaben trägt dieser Abschnitt ja die Überschrift „Vom Weltgericht“. Das ist insofern aber Irreführend, als hier ja gar kein Gericht stattfindet. Hier wird ja nichts verhandelt, weshalb es auch keinen Ankläger und keinen Verteidiger und keinen Richter gibt. Sondern hier lässt ein König sein Reich ererben. Man könnte es auch einen Testamentseröffnung durch den Erblasser selbst nennen. Nichts wird dabei jetzt erst entschieden. Wer die Erben des Reiches sind, das steht längst fest, es hat sich bereits entschieden. Es wird nur noch mitgeteilt, wer zu den Erben gehört und warum das so ist.

Damit nähern wir uns nun einer der ganz besonderen Pointen dieses Textes. Die Erben des Reiches erhalten es mit einer Begründung, über die sie völliges Unverständnis äußern. Der König - gemeint ist natürlich Jesus - behauptet, sie hätten ihm in vielen Nöten viel Gutes getan. Daran aber können sie sich beim besten Willen nicht erinnern. Und in dieser ausdrücklichen Verwunderung liegt die ganz besondere Pointe. Sie macht nämlich den wirklichen Sinn aus des berühmten Wortes, das daraufhin zustande kommt: „Was ihr getan habt einem unter meinen geringsten Brüdern...“ - „Geschwistern“ muss das natürlich heute heißen. Und das heißt nun angesichts ihrer Verwunderung: Was sie getan haben, das haben sie ganz selbstverständlich aufgrund der Not des Nächsten getan und deshalb auch ausschließlich um dieser Not des Mitmenschen willen und nicht etwa aus noch irgendeinem anderen darüber hinaus noch irgendwie oder gar vorrangig bedeutsamen Grunde.

Ihr Nächster war ihnen nicht ein gefundenes Fressen für ein vorzeigbares und anrechenbares gutes Werk. Sondern allein dies, dass der andere der Hilfe bedurfte, das war der Sinn und Zweck ihres Handelns. Auch Jesus war nicht ein solcher Zweck und will es selbst nicht sein, sagt damit dieser Text.

Dazu ist mir eine Episode eingefallen, die in den ersten Jahrzehnten nach dem Krieg kolportiert wurde: Ein schwer verletzter Soldat wird im Lazarett mit vielen anderen zusammen von einer Schwester aufopferungsvoll gepflegt. Als er ihr dafür ein bewunderndes Kompliment macht, bekommt er zur Antwort, sie tue das alles nur für den Herrn Jesus. Man kann sich nun ausmalen, wie der Verwundete sich daraufhin wohl gefühlt hat. Bei aller Anerkennung, die die Arbeit dieser Schwester sicher verdient hat, muss man doch sagen: Wirklich verstanden hat sie längst nicht genug. Auch die Redeweise von den - im Text genannten - „sechs Werken der Barmherzigkeit“ als Benennung eines Programms der institutionalisierten Diakonie oder Caritas zwecks Begründung von Ansehen der Kirche mag manches Gute hervorbringen. Auch sie wird aber diesem Text nicht wirklich gerecht. Und noch mehr muss man das auch sagen von jedem Pfarrer, der diesen Text auf seiner Kanzel schon mal in eine Moral-predigt umgemünzt hat. Denn die, die hier von Jesus als „die Gesegneten meines Vaters“ angesprochen werden, das sind nicht Menschen, von denen man sagen kann, sie hätten sich zum Glück oft genug „moralisch am Riemen gerissen“. Das hatten sie nämlich gar nicht nötig. Was sie

taten, das war ihnen nun mal selbstverständlich. Und das ist immer möglich, kann sich jederzeit abspielen. Man kann deshalb auch in einer nach kirchlichen oder gesellschaftlichen Maßstäben und Regeln objektiv unmoralischen Situation leben und trotzdem zu denen gehören, die Jesus „die Gesegneten meines Vaters“ nennt. Denn zu der Art von Handeln, von der hier die Rede ist und auf die es hier allein ankommt, dazu ist man auch dann noch durchaus in der Lage, wenn einem von Kirche, Gesellschaft oder Staat das Etikett „Sünder“ angeheftet worden ist; etwa als wiederverheiratete Geschiedene oder gar als Strafgefangener.

An dieser Stelle wird dieser Text also erst so richtig zeitlos spannend.

Und noch spannender wird er, wenn wir nun noch einmal zurückgehen an den Anfang dieser Bildrede, wie man sie auch nennen kann.

Da kann und muss man nämlich etwas wahrnehmen und unbedingt beachten, das auch für die Ökumene von großer Bedeutung ist: An der Überschrift „Vom Weltgericht“ ist insofern auch etwas Richtiges, als es ja heißt, alle Völker der Erde würden versammelt, die gesamte Menschheit also. Man darf da nicht drüber hinweglesen, sondern muss sich klar machen, was das eigentlich bedeutet. Aus allen Völkern kommen die Gesegneten, die in das Gottesreich eingehen. Es können also keineswegs nur Christen gemeint sein. Die waren ja, als das Matthäusevangelium entstanden ist, eine kleine Minderheit im römischen Reich. Und es kann ja auch gar nicht sein, dass allein sie gemeint sind, wenn allein das, was Menschen *getan* haben, ausschlaggebend ist. Zu Ende gedacht und auf heute übertragen heißt das: Es kann keine entscheidende Rolle spielen, ob man einer Religion angehört hat und wenn ja, welcher. Ob man Christ war, Muslim oder Jude, Hindu oder Sikh oder was auch immer ist nicht entscheidend. Welcher Ideologie man angehangen hat, welches Parteibuch man in der Tasche hatte und aus welchem Gesangbuch man gesungen hat, und was einem in dieser Hinsicht noch alles einfallen kann, das alles spielt *hier* keine Rolle. Es heißt eben nicht etwa: „Was ihr meinem Stellvertreter auf Erden in Rom geglaubt habt, das habt ihr mir geglaubt“. Und es heißt auch nicht „Was ihr dem großen Reformator aus Wittenberg geglaubt habt...“, sondern es heißt nun einmal: „Was ihr *getan* habt einem unter den Geringsten meiner Brüder,..“. Den Sinn davon hat Eugen Drewermann in seinem Kommentar zum Matthäusevangelium in einer sehr treffenden und schönen Weise wiedergegeben: „Das in den Augen der verfassten Kirche Unerhörte ist im Sinne Jesu hier möglich: dass Menschen Gott gar nicht gekannt haben, dass sie ihn ganz gewiss niemals im Munde geführt haben, dass aber Gott selbst am Jüngsten Tage erklären wird, dass er es war, den sie trafen in den Augen des Weinenden, dessen Stimme sie hörten in dem flehenden Mund eines Sterbenden und dessen Zärtlichkeit sie spürten in den Händen einer Bettlerin“.

Es mag sein, dass große Gemeinschaften auch gewisse Leitsätze brauchen, denen möglichst viele zustimmen können. Aber wirkliche Bedeutung haben sie nur, wenn sie zum wahrhaft mitmenschlichen Handeln befähigen. Die enge Verwandtschaft dieses Textes mit dem „Gleichnis vom barmherzigen Samariter“ wird hier besonders deutlich: In der Beispielgeschichte, die man so nennt, gibt es ja einen Priester und einen Leviten, einen Priesterdiener. Beide gehen sie an dem, der unter die Räuber gefallen ist und halb tot am Wege liegt, vorüber. Eine plausible Erklärung für dieses Verhalten lautet, dass

sie sich auf dem Wege nach Jerusalem zum Tempeldienst an dem Überfallenen hätten kultisch verunreinigen können - etwa an einer blutenden Wunde. Und der Tempeldienst muss nun einmal Vorrang haben. Diese Rangfolge kehrt Jesus radikal um. Seine Maxime, von deren Geltung es keine Abstriche geben kann, lautet: „Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist!“ (Lk.6,36) Die daran ausgerichtete Mitmenschlichkeit, diese imitatio Dei, hat Vorrang vor allem, was sonst Vorrang beansprucht, was immer auch es sei. In der Philosophie der Aufklärungszeit kann man diese Grundorientierung wiederfinden. Zum Beispiel in dem ethischen Prinzip Immanuel Kants, dass der Mensch immer nur Zweck des Handelns sein dürfe und niemals Mittel. Und das schlägt sich dann darin nieder, dass an der Spitze aller freiheitlich-demokratischen Verfassungen der Satz steht: „Die Würde des Menschen ist unantastbar“. Da wird dann sichtbar, was für eine enorme Tragweite das hat, wie Jesus von Gott und damit verbunden immer gleichzeitig in einer ganz bestimmten Weise von uns Menschen redet. Ich weiß nichts, was immer wieder zu begreifen wichtiger sein könnte.

(Herbert Koch)